

Wandel in Fürsorge und Heimerziehung

Autor(en): **Liniger, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **41 (1970)**

Heft 5

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-807027>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wandel in Fürsorge und Heimerziehung *

E. Liniger, Zentralsekretärin Pro Infirmis

Wenn ich mich über den Wandel in der Praxis der sozialen Arbeit äussern soll, so kann es sich nicht um einen historischen Rückblick handeln. Dazu wäre ich nicht legitimiert. Ich möchte vielmehr von der Entwicklung sprechen, in der wir mitten drin stehen, von den Veränderungen, mit denen wir uns in der praktischen Arbeit täglich auseinandersetzen. Meine Überlegungen sind natürlich von meinen eigenen Erfahrungen in der privaten Behindertenhilfe und im Anstaltswesen geprägt. Pro Infirmis hat aber so viele und so enge Kontakte mit anderen sozialen Einrichtungen, dass meine Ausführungen wohl doch eine gewisse allgemeine Bedeutung beanspruchen dürfen.

Das Verhältnis zwischen Sozialarbeit und Klient ist anders geworden.

Nicht nur, weil wir aus vertiefter psychologischer Einsicht dem Klienten anders begegnen, sondern ebenso sehr, weil er selber uns anders gegenübertritt. Der Mensch ist heute allgemein freier, kritischer, weniger geneigt, irgendeine Autorität ohne weiteres anzuerkennen. Das gilt auch für die Klienten sozialer Institutionen. So erwarten sie eine partnerschaftliche Haltung von uns und fordern sie gegebenenfalls mit Nachdruck. Und da zeigt es sich, dass es uns gar nicht so leicht fällt, als Caseworker zu reagieren, wenn wir dies nicht aus eigenem Entschluss tun, sondern es uns von aussen diktiert wird. Es gehört mit zum Bild des heutigen Klienten, dass er unsere Arbeit kritisch beobachtet und mit seiner Meinung darüber nicht hinter dem Berg hält. Ich glaube, wir machen es uns zu leicht, wenn wir kritische Reaktionen von Klienten generell als Aggressionen relativieren und ihnen damit den realen Gehalt zu weitgehend absprechen. Die Klienten haben ihre Einstellung zu sozialen Einrichtungen eben ihrerseits versachlicht und behandeln Heime und Beratungsstellen nicht selten als reine Dienstleistungsbetriebe. Es ist eigentlich gar nicht so verwunderlich, wenn eine Institution, welche behinderte Kinder während wohl-abgezirkelten Stunden betreut, auf Vorhaltungen, dass sich ein Vater zu einer Unterredung verspätet hat, zur Antwort bekommt: «Dazu sind Sie ja da!»

Dazu kommt, dass wir in zunehmendem Masse mit Angehörigen anderer Gesellschaftsschichten und anderer Altersstufen zu tun haben. Nur wenige Beispiele aus drei Problemkreisen:

Immer mehr *schwergebrechliche Kinder* können am Leben erhalten werden, und damit sind ganze Familien in allen Volkskreisen vor schwierigste Aufgaben gestellt, die mit Geld allein nicht zu lösen sind. Zahlreicher werden die schwer Behinderten, die wirtschaftlich eingliedert und dadurch mit allen Aspekten der

harten Wirklichkeit konfrontiert werden. Aber auch das Leben erwerbsunfähiger Schwerstbehinderter ist um Jahre länger geworden, und es gilt nun, diese Jahre «mit Leben zu erfüllen», wie es ein amerikanischer Spezialist einmal formulierte. Je mehr Menschen ein *hohes Alter* erreichen, je schneller die Welt sich verändert, um so grösser wird die Zahl der Betagten, bei denen eine schmerzliche Diskrepanz besteht zwischen dem, was sie bewältigen können, und allem, was sie bewältigen sollten. Die *Jugend* schliesslich steht heute auf eine Art im Mittelpunkt des Interesses, welche die Entwicklung der kommenden Generation gefährdet, nicht zuletzt in Kreisen, die als privilegiert zu gelten pflegten.

Dementsprechend *weitet sich der Klientenkreis in verschiedenen Richtungen* aus. Die Zahl der Erwachsenen, welche die Dienste sozialer Institutionen beansprucht, nimmt zu. Auch der Anteil der finanziell und sozial unabhängigen Klienten, die auf ihrem eigenen Tätigkeitsgebiet eine respektgebietende Lebensleistung aufzuweisen haben, steigt an. Gelegentlich steht der Sozialarbeiter vor der nicht leicht zu meisternden Situation, dass ihm der Klient — abgesehen vom sozialen Fachwissen — an Lebenserfahrung, Bildung und sozialem Ansehen überlegen ist. Andererseits mehren sich die Klienten mit naturbedingt begrenztem Reifungsvermögen. Ich denke da an hochgradig Geistesschwache und an betagte Menschen. Die Grundprinzipien des Casework sind gewiss auch für die Arbeit mit diesen Klienten äusserst wertvoll, aber die praktische Verwirklichung der «Reifungshilfe» muss anderen Gesetzen folgen als sie die Schöpfer der modernen Einzelfallhilfe konzipierten. Noch ist viel Neuland zu erforschen auf diesem Gebiet, das in naher Zukunft noch wesentlich an Bedeutung gewinnen wird.

Das alles zeigt, dass an den Sozialarbeiter und die sozialen Institutionen immer grössere Anforderungen gestellt werden. Deswegen bietet Pro Infirmis ihren Mitarbeitern seit drei Jahren auf freiwilliger Basis die Möglichkeit der Supervision, was sich sehr bewährt.

Heute steht als Aufgabe der sozialen Arbeit die Integration des Klienten in die Gesellschaft eindeutig im Vordergrund.

So machen die Eingliederung der Behinderten, die Erhaltung der Integration der Betagten, die Rückgliederung der Straffälligen ständig Fortschritte. Die Integration gelingt nicht nur zunehmend besser, sie wird auch in immer komplexeren Fällen überhaupt möglich. Es darf ruhig einmal gesagt werden, dass das, was auf dem Gebiet der Eingliederung Behinderter erreicht werden kann, nur möglich ist dank dem zeitweiligen oder dauernden Einsatz sozialer Institutionen.

Die Eingliederung in die Gesellschaft — statt der Betreuung in einer sozusagen «klimatisierten» Umgebung — verlangt aber vom Klienten, seinen Angehörigen,

* Vortrag gehalten an der Jubiläumsfeier der Schule für Soziale Arbeit Zürich im Juni 1968.

von der Sozialen Institution und dem einzelnen Sozialarbeiter viel. Alle Beteiligten, und nicht zuletzt Heime, Anstalten und Beratungsstellen, werden dabei ständig mit der bisweiligen harten Realität und mit der allgemeinen Öffentlichkeit konfrontiert. Es ist deshalb gut, dass das Ausbildungsprogramm der Zürcher Schule für soziale Arbeit jetzt so lange Praktika umfasst, dass sie wirkliche Erfahrungen mit der Berufsrealität ermöglichen. Es ist darum aber auch dringend notwendig, dass jeder Sozialarbeiter sich — während seiner Ausbildung und später sein Leben lang — mit den Realitäten seines eigenen Daseins auseinandersetzt. Im Gedanken daran, wie einschneidend gewisse praktische Schwierigkeiten im Leben Behinderter sein können, glaube ich, dass eine gewisse Korrektur fällig wäre an dem Bild, das wir uns von unserer Aufgabe machen. Bei aller Bejahung des Casework sollten wir nicht übersehen, dass praktische Hilfe im richtigen Moment manche psychologischen Probleme gar nicht entstehen lässt, und dass praktische Hilfe ausserdem eine sehr gute Basis für die Bewältigung weiterer Schwierigkeiten mittels Casework darstellt. Wir sollten sie nicht unterschätzen.

Trotz den Fortschritten in der Eingliederung Behinderter und Betagter nimmt auch die Zahl derjenigen zu, die nicht oder nicht mehr in die Gesellschaft integriert werden können. Der Bericht der Schweizerischen Kommission für Altersfragen hat uns zum Bewusstsein gebracht, was auf dem Gebiet der Alterspflege noch alles zu leisten ist. In der Behindertenhilfe sind noch Dauerinstitutionen sowohl für geistig als auch für körperlich Schwerstbehinderte zu schaffen, Einrichtungen, die ihnen nicht nur Pflege, sondern auch die Möglichkeit zu sinnvoller Lebensgestaltung bieten.

Die Erfahrungen in den wenigen bestehenden Institutionen dieser Art zeigen, dass die besonderen Lebensbedingungen in einem Dauerheim nach dem Einsatz von psychologisch und gruppenpädagogisch geschulten Sozialarbeitern geradezu rufen. Praktisch finden wir aber in diesen Institutionen fast keine im Einsatz. Sie werden allerdings nicht für diese Tätigkeit in einem Heim ausgebildet. Aber diejenigen, welche diese Arbeit leisten, sind es auch nicht; denn es gibt ja keine spezifische Ausbildung. Ein Heimleiter, der im Begriffe steht, eine derartige Dauerinstitution zu schaffen, gestand kürzlich, es werde ihm bisweilen angst, wenn er an die Personalprobleme des neuen Heims denke. Ich glaube, weder wir Sozialarbeiter als Berufsstand noch unsere Ausbildungsstätte dürfen auf die Dauer an der Aufgabe, die hier auf uns zukommt, vorbeisehen.

Die Öffentlichkeit ist heute zweifellos aufgeschlossener gegenüber sozialen Problemen.

Wir stellen jedoch fest, dass die Aufgeschlossenheit sehr variiert: Katastrophen, einmalige Aktionen, neue Initiativen, hilfsbedürftige Kinder finden einen wesentlich stärkeren Widerhall als gefühlsmässig weniger ansprechende Probleme. Geradezu paradox ist es, dass es immer neue Aufgaben gibt, welche die Öffentlichkeit nur kollektiv, das heisst durch soziale Institutionen, insbesondere Heime lösen kann, dass die gleiche Öffentlichkeit aber nach wie vor den Heimen nicht ganz traut, weil sie immer noch in überholten Vorstellungen befangen ist.

Wir müssen die Öffentlichkeit auch für die anderen Aspekte der sozialen Arbeit gewinnen. Dankbar sei vermerkt, dass es bei Presse, Radio und Fernsehen Persönlichkeiten gibt, denen die Vermittlung von Verständnis für soziale Probleme, soziale Institutionen und die soziale Arbeit ein Anliegen ist. Das selbstkritische Referat von Chefredaktor Oskar Reck an der kürzlichen Jahresversammlung des Schweizerischen Verbandes für das Heim- und Anstaltswesen hat uns jedoch eindrücklich vor Augen geführt, dass wir dem von Zeitnot und Stoffandrang bedrängten Publizisten entgegenkommen müssen, wenn er uns in der Ausrottung überlebter Vorstellungen unterstützen soll. Es dürfte zu weit führen, hier auf Recks Gedankengänge näher einzutreten. Mir scheint aber — diese Jubiläumsversammlung möge es mir verzeihen — wir sollten seine Feststellungen überdenken, die konventionellen Kontakte des Publizisten mit sozialen Institutionen beschränken sich auf Einweihungen, Jubiläen und Jahresberichte. Konkretes, lebendiges Wissen über unsere Arbeit ist ja die beste Immunisierung gegen die leider auch nicht untätige Sensationsjournalistik — für unsere Institutionen, für die Öffentlichkeit und nicht zuletzt für unsere gegenwärtigen und künftigen Klienten.

Das bedeutet keine Ablehnung begründeter und konstruktiver Kritik. Aber manchmal will einem scheinen, wenn einzelne Publizisten soviel Zeit und Mühe für die Interpretation unserer Arbeit aufwenden wie für das Aufspüren vereinzelter Fehlleistungen, dann wüsste die Öffentlichkeit über die soziale Arbeit gut Bescheid. Ich halte es im übrigen für wesentlich, dass wir nicht nur fähig sind, unser eigenes Gedankengut weiterzugeben, sondern auch Ideen und Anregungen von aussen aufzunehmen. Die grössere Aufgeschlossenheit für soziale Probleme hat stets neue Initiativen aus den verschiedensten Richtungen zur Folge. Nun laufen wir aber alle Gefahr, zunächst einem Abwehrreflex nachzugeben, besonders, wenn ein Anstoss aus Laienkreisen kommt. Bei sachlicher Betrachtung ergibt sich jedoch fast immer, dass wir tatsächlich am betreffenden Punkt irgend einem Bedürfnis nicht ganz gerecht geworden sind. Man kann überdies immer wieder feststellen, dass die Urheber neuer Initiativen in einem bestimmten Moment erwartungsvoll an die bestehenden Einrichtungen gelangen. Wenn wir in diesem Augenblick offen sind, bereit, Hand zu bieten, entweder indem wir zu einer neuen Aufgabe ja sagen, oder indem wir eine neue Einrichtung so gestalten helfen, dass sie dann wirklich eine Lücke ausfüllt, dann tragen wir sehr pragmatisch, aber wirksam bei zu der so notwendigen Koordination.

Da wir gerade jetzt — mit Behörden, weiteren Gästen und Vertretern der Massenmedien feiernd — eigentlich mitten in der Öffentlichkeitsarbeit drinstehen, möchte ich betonen: Wir werden die Aufgaben, welche die sozialen Einrichtungen und die Sozialarbeiter in der Öffentlichkeit und für die Öffentlichkeit zu lösen haben, nur bewältigen, wenn uns Behörden und Massenmedien als Exponenten der offiziellen und der privaten Öffentlichkeit jede nur mögliche Unterstützung gewähren, damit uns auch das breite Publikum materiell und ideell unterstützt.

Der enge Kontakt zwischen Sozialversicherung und Sozialarbeit ist wohl für Pro Infirmis spezifisch.

Angesichts der zunehmenden Bedeutung der Sozialversicherung kommt aber wohl der Entwicklung, die wir miterleben, allgemeineres Interesse zu. Sie gewinnt noch mehr Relief, wenn wir die Stiftung für das Alter und die AHV einbeziehen.

Ursprünglich war bei den direkt Betroffenen, bei Politikern und Behörden die Auffassung recht verbreitet, die Ausgestaltung der Sozialversicherung mache die Fürsorgeinstitutionen und die Fürsorgerinnen weitgehend überflüssig. In diesem Sinn richtete der Bund einst der Stiftung für das Alter und Pro Juventute Beiträge aus, die den Bedürftigsten das Warten auf die AHV erleichtern sollten. Später wollte man sie aus einem begrenzten Fonds solange weiterfliessen lassen, bis die AHV genügend ausgebaut wäre. Statt dessen brachte das Ergänzungsleistungsgesetz parallel zur 6. AHV-Revision den gesetzlich verankerten Fürsorgeleistungskredit für die beiden Stiftungen und neu auch für Pro Infirmis zugunsten der Behinderten. (Diesen Teil kennen manche von Ihnen unter der Abkürzung FLI.) Die Sozialversicherung bedient sich also nun privater Sozialeinrichtungen, um ihre eigenen Härten mit ihren eigenen Mitteln zu mildern.

Nicht wenige unserer Sozialarbeiterinnen wurden interessanterweise durch die Tatsache, dass das Geld vom Staat kam, irgendwie desorientiert und plädierten für schematisches, möglichst arbeitssparendes Verteilen. Es brauchte etliche Denkarbeit, um herauszuschälen, dass und wie dieser Kredit zu einem wertvollen zusätzlichen Instrument differenzierter Einzelhilfe werden konnte.

Schon mit der IV als solcher hatten wir uns eingehend auseinandersetzen müssen. Es galt umzulernen, dass unsere Klienten, für die wir bisher immer und überall um Entgegenkommen werben mussten, nun in wesentlichen Belangen ein Recht hatten, und dass diesem gleichzeitig seine bestimmten Grenzen gesetzt waren. Immer wieder versuchten manche von uns anfänglich, das Gesetz zu biegen und zu beschwatzen im falschen Bestreben, der IV möglichst alle Probleme eines Falles weiterzugeben. Inzwischen haben wir gelernt, umgekehrt die Leistungen der IV für die Lösung der Probleme unserer Klienten zu nutzen. Als wesentlich erwies sich dabei eine scheinbare Nebensächlichkeit: die besondere Sprache der Juristen verstehen und selber einigermaßen sprechen und schreiben zu lernen!

Die fachliche Seite der Entwicklung ist gleichfalls interessant. Wohl eines der grössten Komplimente, das dem schweizerischen Heim- und Anstaltswesen je zuteil wurde, ist die Tatsache, dass die IV für die Durchführung ihrer Massnahmen auf die Schaffung eigener Einrichtungen vollkommen verzichtet hat.

Die Einzelhilfe hat die IV aus ihren Leistungen ausgeklammert, weil man sie wie gesagt einer anderen Kategorie der sozialen Wohlfahrt zurechnete. Dadurch blieb die Einzelfallhilfe frei von jeder Verpflichtung gegenüber den IV-Organen und die Beziehung zum Klienten unbelastet von allem Zwang. Aber die Spezialfürsorgestellen erhielten einen gesetzlichen Anspruch auf Beiträge an ihren Betrieb. Unsere Sozialarbeiterinnen und deren Ausbildungsstätten dürfen es bestimmt als Anerkennung auffassen, dass nach dem revidierten IV-Gesetz diplomierte Sozialarbeiter die Voraussetzung sind für die Beitragsgewährung. Nicht dass das gegenseitige Verständnis vollkommen wäre. So stehen z. B.

der Meldung beratungsbedürftiger Behinderter an uns durch die IV-Organen grundsätzliche rechtliche Erwägungen im Weg, obschon uns die Bundesbehörden andererseits mahnen, wir sollten dieser oder jener Gruppe von Behinderten intensiver nachgehen ... Aber die Entwicklung geht weiter. Beweis dafür ist, dass die offizielle Schweizerische Kommission für Altersfragen in ihrem Bericht für das umfangreiche Gebiet der Alterspflege neu die Schaffung von Beratungsstellen für die soziale Einzelhilfe an Betagte fordert. Die Stiftung für das Alter wird sich damit befassen. Die Sozialversicherung hat also erkannt, dass sie als Ergänzung der sozialen Arbeit bedarf.

Dank ihrem jährlichen Kredit für Beiträge an besondere Vorhaben von Institutionen der Behindertenhilfe hat Pro Infirmis laufend Einblick in die Entwicklung unserer Heime und Anstalten.

Regelmässig kommen über 30 Gesuche von Heimen für Behinderte oder Schwererziehbare. Diese geben ein eindrückliches Bild, wie intensiv und zielbewusst auf allen Gebieten an der Entwicklung bestehender und an der Schaffung fehlender Heime gearbeitet wird. Mit Sorge haben wir allerdings registriert, dass die grosszügigen Beiträge der IV an Einrichtungen für die berufliche Eingliederung Behinderter andere, ebenso dringende Bedürfnisse indirekt zu benachteiligen drohten. Wir hoffen dringend, dass die Betriebsbeiträge des Justiz- und Polizeidepartementes an Erziehungsheime auf Grund des revidierten Strafgesetzes so ausfallen, dass keine Erziehungsheime mehr versucht sind, sich in Sonderschulen der IV umzuwandeln. Und hoffentlich halten die verbesserten Beitragsbedingungen an Dauerwerkstätten diese inskünftig eher davon ab, für die Dauerunterbringung schwer Behinderter benötigte Plätze für Eingliederungsfälle herzugeben.

Auf dem Gebiet der Behindertenhilfe gibt es indessen auch Entwicklungen, die direkt dem Heimerzieher zu schaffen machen. So sehr sie sich seinerzeit eine Verkürzung überlanger Arbeitszeiten gewünscht haben, so fühlen sie sich nun doch ein wenig beraubt, wo das Wocheninternat mit Wochenende zuhause strikte durchgehalten wird. Viel von der Zeit, da die Kinder ihnen gehörten, ist damit abhanden gekommen. Und ich muss gestehen, dass wir von der offenen Fürsorge uns manchmal fragen, wo Kinder ohne rechte Familie jetzt eigentlich noch zuhause sind.

Das Problem wird noch dadurch akzentuiert, dass der Heimerzieher die Kinder heutzutage mit viel mehr anderen Mitarbeitern «teilen» muss. Dies trifft wohl für alle Internate zu, ist aber besonders ausgeprägt bei körperbehinderten und bei geistesschwachen Kindern. Und zwar ist es vor allem die Beschäftigungstherapeutin, die der Heimerzieherin ein Stück weit direkt Konkurrenz macht. Die Heimerzieherin hat aber ganz bestimmt weiterhin ihren festen unabdingbaren Platz in unseren Sonderschulen, der allerdings vielleicht einmal neu bestimmt werden sollte. Aber allein schon die alltäglichsten Verrichtungen stellen bei bewegungsbehinderten und geistesschwachen Kindern eine pädagogische Aufgabe dar. Ausserdem brauchen diese Kinder bei all den vielfältigen Anforderungen, die heute an sie gestellt werden, erst recht auch im Heim jemanden, bei dem sie «zuhause» sind.

Problem Nummer eins in der sozialen Arbeit überhaupt, aber ganz besonders im Anstaltswesen ist die Personal-

frage. Wir sind zum mindesten in der Behindertenhilfe bald soweit, dass die Beschaffung des notwendigen Personals für gewisse Heimtypen schwieriger ist als die Finanzierung. Was mich jedoch in diesem Zusammenhang hauptsächlich beschäftigt, ist das Problem der Mitverantwortung. Denn je grösser die Belastung ist, um so wichtiger ist es doch, dass man sie gemeinsam trägt. Nun verbreitet sich aber von unten nach oben mehr und mehr die Tendenz, dass jeder nur noch seine abgezielte Aufgabe erfüllen will. Was das Leben in einem Organismus wie ein Heim darüber hinaus mit sich bringt, mache wer will, mit dem Resultat, dass immer weniger Verantwortliche das, was übrig bleibt, auffangen müssen und dadurch oft hoffnungslos überlastet werden. Organisation ist in dieser Lage nicht alles und rein natürliche Begabung zur Menschenbehandlung auch nicht. Man müsste mehr tun können, aber wie?

Auch ausgebildete Sozialarbeiter — sowohl in Heimen als in der offenen Fürsorge — sind keine weissen Raben. Erschreckend oft ist die helfende Haltung nur für Klienten reserviert, Hilfsbereitschaft gegenüber Kollegen, geschweige denn gegenüber Angehörigen einer anderen Berufsgattung (Hausbeamtinnen, Sekretärinnen) gibt es nicht. Das wirkt sich beispielsweise in einer Fürsorgestelle so aus, dass die Leiterin jeweils den Kehrichtkübel transportieren muss, weil sich alle anderen weigern. Ich finde, wir sollten nach 60 Jahren Sozialarbeit nun endlich unserer Berufswürde sicher genug sein, dass ihr ein gelegentlicher Mistkübel nichts mehr anhaben kann!

Das weitverzweigte Netz der offenen Fürsorge-Einrichtungen weist zwar noch Lücken auf.

Ich habe die Altersfürsorge bereits erwähnt — aber dennoch berühren sich viele Tätigkeitsbereiche. Da sich die Aufgaben der einzelnen Stellen kompliziert und die Methoden differenziert haben, sind heute auf den meisten Stellen mehrere Sozialarbeiter tätig, und die Kontakte zwischen verschiedenartigen Stellen sind vielfältig. Deshalb muss der heutige Sozialarbeiter nicht nur die richtige Partnerschaft zu seinen Klienten, sondern auch zu seinen Kollegen finden. Er muss sich nicht nur abstrakt mit seiner Aufgabe als Sozialarbeiter auf gesunde Weise identifizieren, sondern auch konkret als Mitarbeiter einer bestimmten Institution. In der offenen Fürsorge finden wir indessen erstaunlich viele extreme Individualisten, denen dies ausgesprochen schwerfällt. Das deutet sich schon an bei Praktikanten, die erwarten, der Praktikumsleiter lese jeden verfassten Brief stehenden Fusses, bei Diplomanden, die von einer Stunde auf die andere eine Arbeitsbesprechung abmachen wollen. Als Berufskollege hat der gleiche Typus immer tausend gute Gründe, weshalb gerade er keine allgemeine Regel, keine gemeinsame Abmachung genau einhalten kann. Mir scheint, da wir uns einig sind, dass der Beruf eines Sozialarbeiters eine Tätigkeit ist wie jede andere, steht es uns nicht mehr an, uns als Ausnahmefall zu etablieren. Wir müssen unsere eigene soziale Anpassung zuallererst ernsthaft betreiben, wenn unsere Bemühungen um die soziale Anpassung unserer Klienten glaubhaft sein sollen. Es wird uns dabei auch deutlicher, was wir ihnen zumuten.

Das Nebeneinander zahlreicher Beratungsstellen verlangt heute nicht nur von den Verantwortlichen, son-

dern von jedem in der Einzelfürsorge tätigen Sozialarbeiter ein gewisses Mass von Verständnis und Interesse für *Sozialplanung*. Denn ob irgend eine Koordinationsaufgabe praktisch durchgeführt werden kann, hängt davon ab, ob der einzelne Sozialarbeiter aufgeschlossen genug ist, um sich umzustellen, eine neue Aufgabe in Angriff zu nehmen oder bestimmte Dinge loyal an andere Institutionen weiterzugeben. Dabei ist es ganz ausschlaggebend, ob eine Institution, ob ihre Sozialarbeiter sich in dem Moment bereitfinden, wo eine Sache reif ist, und das ist längst nicht immer dann der Fall, wenn man Zeit und Kräfte übrig hat!

Die Vergrösserung der einzelnen Beratungsstellen hat neu *Führungsaufgaben* entstehen lassen und der *Administration* ein vermehrtes Gewicht gegeben. Bisher sind wir damit empirisch fertiggeworden. Das ist aber auf die Dauer zu kostspielig und zu wenig wirksam. Pro Infirmis ist möglicherweise am meisten, aber sicher nicht allein daran interessiert, dass eine Möglichkeit geschaffen würde, sich das Lernbare auf diesem Gebiet fachgerecht anzueignen.

Mit Administration haben auch in erster Linie die Führungskräfte, aber in einem bestimmten Ausmass sämtliche Sozialarbeiter zu tun. Wir nennen es meistens schlicht «Papierkrieg» und verabscheuen ihn mehr oder weniger herzlich. Wir müssen jedoch endlich der harten Tatsache ins Auge sehen: wir können dem «Papierkrieg» nicht entgehen. Der Sozialarbeiter, der befreit von allem Administrativen nur mit Klienten Gespräche führt, ist eine Utopie aus der Zeit da jede Fürsorgerin auch ihre eigene Sekretärin war. Wir müssen vielmehr mit der Administration leben lernen, sie beherrschen lernen, anstatt uns von ihr terrorisieren lassen. Schliesslich: Ein richtig konzipiertes Formular, ein gut formulierter Antrag, eine fachgerechte Aktennotiz, sind Instrumente zur Klärung und Bewältigung der sozialen Aufgabe am Klienten. Und Papier ist, richtig verwendet, auch ein Werkzeug der Koordination und Zusammenarbeit.

Die Sozialarbeiter der Pionierzeit waren vom feu sacré beseelt, sie arbeiteten mit totaler Engagement, oft bis hart an die Selbstaufgabe.

Wir pflegen das als ungesund zu betrachten, aber die Institutionen, in denen wir nun voll anerkannt tätig sind, wären wohl ohne diesen Einsatz nicht oder viel langsamer entstanden. Heute steht der Sozialarbeiter seinem Beruf sachlich gegenüber. Er macht nicht nur Anspruch auf ein Eigendasein, sondern er wehrt sich gegen jeden Uebergreif der Arbeit auf die eigene Lebenssphäre, und dies manchmal mit einer Aggressivität, die vermuten lässt, er laufe selber noch mit einem überlebten Bild von sich herum. Heute ist es nicht mehr eine Unterschätzung des Sozialarbeiters, sondern vielmehr das Vertrauen und Ansehen, das er genießt, welches ihm hier und da Aufgaben stellt, die einen gewissen zusätzlichen Aufwand erfordern.

Soziale Arbeit ist bei aller Versachlichung eine menschliche Aufgabe, die ohne menschlichen Einsatz nicht gelöst werden kann. Nach allem Gesagten wird sie künftig einen noch grösseren Einsatz fordern. Nicht unbedingt an Zeit, aber an Kraft. Die *Tragfähigkeit* der angehenden Sozialarbeiter verdient deshalb während der Ausbildung vermehrte kritische Aufmerksamkeit.